Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 47

Artikel: Daniel Pfund [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649172

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Daniel Pfund

Erzählung von Alfred Huggenberger.

„Ich meine, ob du mich magst oder nicht . . .“

Sie mußte sich nicht lange besinnen. „Ach, du weißt es ja schon.“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Jetzt bin ich erst achtzehn. Aber später — — du wärest mir gewiß nicht der letzte.“

„Und du müßtest nicht schlecht fahren mit mir. — So, mehr kann ich dir nicht sagen.“

Er stand auf, stopfte sich die Pfeife ein und steckte sie in Brand. Sie saß noch auf dem Pflugbaum und sah ihm von der Seite her zu. „Du, das Pfeifenrauchen sehe ich nicht gern an dir. Lieber wäre es mir, wenn — —“ Sie stockte und blinzelte schelmisch zu ihm hinauf.

„Was, wenn?“

„Ich sage es jetzt nicht.“

Sie stand auf und packte das Eßzeug ein, wobei sie absichtlich dicht neben ihn hintrat.

Daniel sah ihr wohlgefällig zu. Es gelüstete ihn, ihr weiches, braunes Haar mit der Hand zu berühren; aber er wagte es nicht. Dann nahm er die brennende Pfeife aus dem Mund und legte sie in die offene Furche vor das Streichbrett hin, so daß sie von der ersten Scholle zugedeckt werden mußte. Sie lächelte leise für sich und sagte: „Hü!“

Daniel schritt gerade und schweigsam hinter dem Pfluge her. Er steckte ein Halmstück in den Mund, kaute daran und dachte, alles sehr gut gemacht zu haben.

Alwine konnte schwatzen und erzählen wie vorher. Von einem neumodischen Pflug, den der Verwalter auf Schloß Steineren gebracht habe, und der ganz allein ackere. Vom Rebwerk, und wie im Sommer die Laubarbeit viel zu tun gebe. Wie es an der Kilbi im ganzen lustig gewesen sei, besonders im Käsperli-Theater. Wie es wohl an der nächsten Kilbi gehe? Vielleicht sei er dann schon in Ennetwald beim reichen Vetter Klaus und habe sie vergessen.“

„Das glaubst du nicht“, sagte er bestimmt.

Auf dem Heimweg bat sie ihn dringend, ja keinem Menschen etwas von dem heute zu verraten. Der Vater würde tun wie lätz, wenn er so etwas erführe.

Daniel sah sie von der Seite an. „Wie lange denkst du, daß wir es verstohlen halten müssen?“

„Das weiß ich jetzt selber noch nicht. Es kommt auf dich an.“

Zwei Wochen später mußte Alwine einen Dienst im Städtchen Schmelzach antreten. Ihre Mutter behauptete, das Dienen bekomme jedem Mädchen gut; sie selber sei auch ein Jahr fortgewesen und nähme es nie zurück.

Daniel war heimlich in großer Sorge. Aber am Neujahrstag erhielt er von Alwine ein zierliches Glückwunschkärtchen mit der Zuschrift: „Ende Mai komme ich heim. Gruß und Kuß.“ Da war er wieder fröhlich und guter Dinge.

Der Mai kam und ging vorbei. Es wurde Juni; die Heuschöchlein lagen zu vielen Hunderten auf den Wiesen unterhalb Kalkacker. Alwine war noch nicht da.

Bäni, der Meister, lag krank im Bett. Aber Daniel hatte wacker mit Heuen angefangen; schon drei schwere Fuder waren auf die Diele abgeladen.

Da kam eines Tages ein Brief vom Vetter Klaus in Ennetwald. Er schrieb, es wäre ihm erwünscht, wenn Daniel in den Heuet kommen würde. Daniel lief am gleichen Abend hinüber und sagte, er komme dann, sobald es mit dem Meister etwas bessere. Jetzt dürfe er ihn nicht im Stich lassen. Der Vetter murrte etwas in den Bart hinein und ließ ihn ziehen.

Am andern Morgen, als Daniel mit der frischgedengelten Sense auf der Achsel den Haselfußweg hinabschritt, kam ihm oberhalb des Hölzchens Alwine entgegen. Sie lachte schon von weitem, ob er sie noch kenne? Ob er sich in der langen Zeit nicht nach einem andern Schatz umgesehen habe?

„Du kannst denken“, sagte er trocken und gab ihr die Hand. „Es freut mich jetzt, daß du wieder da bist.“

Er mußte nur staunen, als sie so schlank und lieb vor ihm stand. Und doch nicht ein bißchen hochmütig! Er konnte es fast nicht glauben, daß das nun wirklich sein Schatz sei.

„Gefall ich dir nicht mehr, daß du mich so anguckst?“ schmollte sie und kniff ihn leicht in die Wange.

„Nur zu gut“, erwiderte er gedrückt und erfreut zugleich. „Du bist fast zu schön für mich.“

Sie fixierte ihn ein wenig. „Du dürftest dir freilich deine Locken einmal scheren lassen; du siehst ja aus wie ein alter Waisenvater.“

Er strich sich die Haare etwas zurück. „Wenn man halt nur Zeit hätte.“

Jetzt kam sie auf den Vetter Klaus zu sprechen. Wie es denn stehe? Ob es noch keinen Weg gegangen sei?

Daniel erzählte ihr alles. Da kehrte sie sich auf dem Absatz herum. „Aber! Was bis du für einer! Grad so gut, daß ich gekommen bin! Sofort läufst du heim und ziehst dich anders an! Weißt, das wäre die größte Dummheit von der Welt, wenn du es mit dem Klaus verderben würdest!“

Daniel schüttelte bestimmt den Kopf. „Das geht jetzt nicht.“

„Warum denn nicht?“ Sie kam ganz außer sich.

„Weil der Bäni im Bett liegt, und weil ich ihm versprochen habe — —“

Da unterbrach sie ihn mit befehlender Handbewegung. „Bett hin, Bett her! Du bist dem Bäni nichts schuldig!“ Ihre Augen glänzten vor Eifer und Aufregung.

„Und dem Vetter auch nichts“, ergänzte Daniel hartnäckig.

Jetzt wurde sie böse und lief von ihm weg. „Nein! Wenn du so einer bist!“ Sie tat wie wenn sie dem Weinen nahe wäre. „Und ich habe mich so auf das Wiedersehen gefreut!“

Da war es mit seinem Widerstand vorbei. „Ach, so tu doch nicht so! Am Sonntag geh ich ja.“

„Aber für bestimmt?“ fragte sie schnell und lachte ihn schon wieder an.

„Für bestimmt“, bestätigte er ruhig. Da sah sie sich um, ob niemand in der Nähe sei. Dann ging sie auf ihn zu, hing sich an ihn und gab ihm einen herzhaften Kuß, worauf sie sich schnell wegwandte und den Fußweg hinan lief.

Daniel sah ihr nach. Er dachte: Das nächste mal würde ich sie aber doch festhalten und ihr auch einen Kuß geben. Ja!

Zwei Tage darauf, es war am Donnerstag, stand Vetter Klaus abends im Hof. Er kam zu Daniel in den Stall und fragte, wie es nun stehe. Er müsse unbedingt einen Heuer haben.

Daniel versprach ihm, am Sonntag zu kommen. Aber damit war der Vetter nicht zufrieden. Er müsse auch heuen, wenn die Sonne scheine. Der Vitustag habe geregnet, und der späte Heuet werde schlecht.

Da sagte Daniel: „Gut, so komme ich morgen mittag.“

Er ging nach dem Füttern noch schnell nach dem obern Kerstenhofe hinauf, in der Hoffnung, Heinrich Leubli könnte vielleicht den Meistersleuten ein paar Tage aushelfen, bis sich etwa ein Mähder auftreiben lasse. Heinrich sagte, er hätte ihm den Gefallen gern getan; aber es sei ihm unmöglich, er habe auf morgen dem Gemeinderat Winter versprochen. Und er sei jetzt mit dessen Tochter, dem Vreneli, so gut wie versprochen.

In dieser Nacht mußte Daniel um halb zwölf Uhr nach Schmelzach hinabfahren, um einen Arzt zu holen.

„Fahr schnell!“ sagte Frau Barbara, als er auf das Rennwägelchen stieg. „Wir haben schon zu lange gewartet! Ich meinte immer, mit Kamillentee werde man es wegbringen. Aber nun ist es ihm allweg aufs Herz gefahren!“

Der Arzt schimpfte auf der Heimfahrt, die Leute kommen immer erst, wenn sie am Himmeln seien. Dann sollte man sie noch geschwind aus dem Sarg heraus doktern!

Es war eine gefährliche Lungenentzündung. Noch am Morgen und den ganzen folgenden Tag stand es so schlimm, daß Daniel nicht ans Fortgehen denken durfte.

Am Mittag schickte er einen Buben nach Ennetwald hinüber. Der Vetter möge nicht zürnen; aber bis es der Meister ein wenig überhauen habe, könne er, Daniel, jetzt unmöglich davonlaufen.

Vetter Klaus schickte das Briefchen zurück. Auf die Rückseite waren mit Bleistift die Worte geschrieben:

„Ich habe jetzt für die Not jemand. Wenn es dann nicht geht, werde ich es Euch zu wissen tun, wogegen ihr dann aber bestimmt kommen müßt."

Daniel ließ Alwine bei nächster Gelegenheit das Briefchen lesen. Sie war halb und halb zufrieden, sagte aber, er müsse unbedingt an einem der nächsten Sonntage zum Vetter hinüber.

Es kamen viele mühsame Tage für Daniel. Ueberall mußte er sein, überall mußte er Bescheid geben. Denn Frau Babette war ganz konfus; sie wußte oft nicht, was sie tat. Die Verwandten kamen auf Besuch; sie redeten ihm zu, er solle sich gut halten über diese Zeit, der Bäni werde ihm dann auch daran denken. Einige wollten ihm sogar im Stall und wegen der Heuernte raten und befehlen. Das machte Daniel wild. Ein Dienstbub sei er nun doch nicht mehr, das werden sie wissen.

Zu allem dem kam nun noch ein neues Erlebnis, das ihm schwer zu denken gab.

Er arbeitete an einem schwülen Nachmittag mit der Hacke im kleinen Rebberg hinter Kalkacker. Ganz unversehens war ein Gewitter heraufgezogen. Erst meinte er, es sei nur ein kleiner Streifregen; aber immer schwärzer zog es über den Schmittenwald herauf. Die Tropfen fielen dichter und schwerer; er mußte sich nach dem kleinen Schutzhäuschen flüchten, das der Steiner-Semi im äußersten Rebstück gegen den Wald hin errichtet hatte.

Leider fand er die Türe verschlossen. „Wer will herein?" fragte eine furchtsame Mädchenstimme von innen.

„Ich, der Daniel!"

Da ging der Riegel zurück.

Näni Steiner stand in dem engen halbdunkeln Gelaß. Ihre braunen Augen sahen ihn an; sie sagten etwas: Wenn du es bist, ist mir's schon recht . . .

„Darf man hereinkommen?" fragte Daniel in der offenen Türe.

„Wenn man brav ist", sagte Näni und setzte sich auf das roh gezimmerte Bänklein an der Hüttenwand. Der Regen schlug heftig durch die Türöffnung; Daniel beeilte sich, diese wieder von innen zu schließen.

„Aber artig sein, gelt", kam es aus der Ecke, wo Näni saß. Ihre Augen flüsterten durchs Halbdunkel: „Wie das jetzt lustig zutrifft!"

Jetzt stand sie auf und öffnete den Laden ein wenig, um durch die Ritze nach dem Wetter zu sehen; denn ein Fenster hatte die Hütte nicht.

Daniel wunderte sich, daß ihm die Näni jetzt anders vorkam als sonst. Ob es die Zöpfe machten, die sie wie ein Kränzlein aufgebunden trug, statt wie sonst zu einem Knoten zusammengerollt? Die zurückgestülpten Hemdärmel ließen einen Teil des weißen Oberarmes frei.

„Wird es hell über den Schmittenwald?" fragte er, an der Türe stehen bleibend.

„Ich sehe nichts von Helle. Im Gegenteil, jetzt kommt erst die rechte Ladung herauf."

Der Wind warf ihr den Laden zu; sie hängte ihn an und setzte sich wieder. „Hier ist noch Platz", sagte sie, und er folgte ihrer Einladung. Der Regen prasselte heftiger auf das Schindeldach der Hütte und an die dürftigen Bretterwände. Die Donnerwagen rollten und grollten über ihren Häuptern an einander vorbei.

„Das ist ein böses Wetter", meinte er; „wenn's nur keine Steine gibt. Die Reben stehen gut."

„Der Schmittenwald hat noch nie Hagelwolken heraufgelassen", sagte sie getrost.

Jetzt wurde der kleine Raum von einem jähen Blitzstrahl erhellt, dem kurz darauf ein schwerer Donnerschlag folgte. Sie schrak heftig zusammen und rückte näher zu ihm hin. „Aber! das schreckliche Donnern fürchte ich so! — Darf ich ein wenig neben dich hinsitzen?"

„O, warum nicht?" sagte er treuherzig.

Aber als sie sich jetzt dicht an ihn anschmiegte und sogar ihre Hand auf seine Schulter legte, ward ihm doch ein wenig warm. Was will sie denn? . . .

Und wenn Alwine Merk jetzt gleich die Türe öffnen würde? Nein, der Riegel war ja gesteckt!

Er dachte bei sich: ich könnte jetzt den Arm ein wenig um sie legen. — Und da hatte er es schon getan. Sie schmiegte sich enger an ihn und blieb eine Weile ganz still. Dann sagte sie leise: „Jetzt weiß ich doch einmal wie es ist, wenn man einen Schatz hat. Es hat mich schon oft gewundert."

Sie lehnte den Kopf an seine Brust. So saßen sie eine gute Weile. Er dachte heimlich: nein — was bin ich für einer! Und daneben: so gut ist mir's in meinem Leben noch nie gegangen..

„Du — komm am Sonntag abend einmal zu mir!" flüsterte sie jetzt halb schmollend, halb bittend. „Nur ein einziges Mal! Ich lasse dich herein, wenn alles zu Bette ist. Niemand weiß davon, gar niemand!"

„Das wäre ja gewiß schön", entgegnete er gedrückt. „Aber so was geht nicht."

„Warum denn auch nicht? Bin ich denn gar nichts? Du gehst immer an mir vorbei, wie wenn ich noch ein Schulkind wäre. Und ich mag dich so wohl! Ja, ich schäme mich gar nicht, ich sag es dir gleich! Neben dir möchte ich immer sein."

„Gerade so wie jetzt, gelt!" sagte er und streichelte ihr die Zöpfe. Er kam sich wie ein Verbrecher vor.

„Könntest du mich denn nicht ein wenig gern haben?" fing sie wieder an. „Weißt, nicht nur so wenn wir zusammen sind . . ."

Er atmete schwer auf und gab keine Antwort.

„Der Jakob Spinner im Ebnet ist zweimal dagewesen", fuhr sie jetzt in anderem Tone fort. „Ich kann bloß ‚ja' sagen. Aber ich kenn' ihn ja gar nicht und weiß nicht was er denkt. Wer kann mir sagen, wie er nachher mit mir ist? Wenn er dann nicht so viel Geld bekommt, wie er vielleicht jetzt meint? — Mein Vater gibt der Mutter nie ein gutes Wort, weil ihr Bruder nichts herausgeben konnte. Soll ich es später auch so haben? — Bei dir wüßt' ich halt, daß du ein guter bist. —"

Er wußte nicht, was er sagen sollte. Aber er dachte, daß sie ein liebes, liebes Mädchen sei.

Sie nestelte ein wenig am Mieder. „Mir ist so Angst und eng geworden vorhin . . ." Es war nicht so dunkel, daß er nicht hätte sehen können, wie sich ihre volle Brust hob und senkte. Da wünschte er, daß der Regen noch lange anhalten möchte.

„Was soll ich denn jetzt dem Spinner sagen?" fragte sie nach einer Weile leise.

„Da kann ich dir nicht raten", kam es trostlos und trocken von seinen Lippen.

„Und du kommst nicht am Sonntag?"

Da stand er auf und sagte hart: „Nein. Ich wäre ein schlechter Hund, wenn ich käme!"

Sie saß noch einen Augenblick still auf der Bank. Dann schnellte sie empor, öffnete rasch die Türe und eilte unter strömendem Regen ohne sich umzusehen den Rebensteig hinab und über die Wiesen dem Dorfe zu.

Daniel sah ihr lange nach. Darauf trat er wieder in die Hütte hinein und setzte sich auf die Bank. Er sagte laut zu sich selber: „Wenn sie nur noch da wäre . . ."

Am folgenden Sonntag ging Daniel nach Ennetwald hinüber. Der Vetter Klaus saß auf dem Bänklein neben der Haustreppe und rief ihm auf die Straße hinaus entgegen, er brauche

sich die Mühe nicht zu nehmen. Wenn man auf so einen warten müßte, wäre man bös bestellt. Er solle nur wieder umkehren.

Daniel sagte gelassen: „Hm — geht man halt."

Er kehrte im Wirtshause zur „Ilge" ein und erfuhr dort, daß Klaus einen Verwandten von Fehrenberg, namens Kläui, zu sich genommen habe. Der könne es ihm gut treffen. Bereits habe ihm der Alte den Hof und alles verschrieben.

Daniel machte sich nicht gar viel daraus. Das Betteln und Nachlaufen war ihm immer zuwider gewesen. Und den Vetter Klaus hatte er nie gemocht. Er hätte ihm, Daniel, ja früher helfen können; aber bevor er tüchtig schaffen konnte, hatte sich der Vetter nie um ihn gekümmert.

Nur wenn er an Alwine dachte, wurde ihm ein wenig bang. Doch er meinte bei sich, sie werde sich halt auch darein schicken müssen. Sie zwei werden es wohl auch ohne Erbschleichen zu etwas bringen können.

Abends nach dem Füttern saß Daniel auf der Treppe und sah dem Meister zu, wie er im Garten an den gefüllten Nelken roch. Er war wieder ordentlich zuweg.

„Gelt, Meister, es ist halt doch schön auf der Welt!" rief er ihm zu. Bäni sagte: „Ja, man weiß es wieder besser, wenn man so weit gewesen ist."

Da kam Näni Steiner mit dem jungen Spinner von Ebnet die Dorfgasse herab. Sie gingen hübsch Arm in Arm. Es gab Daniel einen kleinen Schlag. Sie tat ganz zutraulich mit ihm, und Daniel war der Meinung, daß der Spinner ein netter Bursche sei.

„Sie hat sich heute das Heimwesen im Ebnet zeigen lassen", berichtete Bäni, als die beiden drüben ins Haus getreten waren.

Daniel ging nach dem Nachtessen gegen seine Gewohnheit zu einem Glas Wein ins Traubenwirtshaus. Als er heim ging, sah er einen Lichtschein aus Steiners Stubenfenstern auf den Garten fallen. Er schlich sich ums Haus herum und versuchte, hineinzusehen. Die Umhänge waren gezogen; aber an einer Stelle ließen sie eine Ritze frei.

Näni und der Spinner saßen auf der Wandbank in der Fensterecke, im sogenannten Brautwinkel. Er plauderte mit ihr und spielte mit ihrer weichen Hand auf der Tischplatte. Sie sah den Hochzeiter oft vertraulich an und lächelte und schien sehr glücklich.

Da kam sich Daniel am Fenster lächerlich vor. Er drückte sich hinweg, blieb auf der Straße einen Augenblick nachdenklich stehen, dann schlug er raschen Schrittes den Weg ins Unterdorf ein. Er klopfte leise an Merks Scheunentor. Alwine fragte durchs Küchenfenster, wer draußen sei. Dann kam sie bereitwillig und öffnete das Törlein. Während sie ihn über die unebene Tenne und durch die Küche führte, flüsterte sie voll aufrichtiger Freude: „Nein, aber wie nett! Vater und Mutter sind mit Stoffels Rennwägeli nach Guldenbach zur Tante Guste gefahren; sie kommen erst morgen mittag heim. Ich habe immer gedacht, wenn ich dir nur berichten könnte. Aber wie lustig!"

Als er nun neben ihr im engen Stübchen stand und sich ein wenig umsah, denn er war noch nie in Merks Hause gewesen, packte sie die auf dem Tisch liegende Häkelarbeit ein und stellte das Körbchen in den Wandschrank. Darauf schraubte sie die Lampe ein wenig herab, setzte sich auf die Bank und sagte, immer mit gedämpfter Stimme: „Da, sitz hübsch zu mir her! Jetzt wollen wir einmal ein bisselchen lichtern. Aber nicht daß du mir zu laut redest, sonst hört man uns drüben beim Wagner-Sali."

Er war ganz erstaunt, wie sich alles so über die Maßen glücklich zugetragen. Alwine stand noch einmal auf und sah nach den Umhängen. Während sie dieselben zurecht machte und nirgends die kleinste Lücke freiließ, kam es ihm plötzlich in den Sinn, was sie wohl zu dem vom Vetter Klaus sagen würde?

Sie setzte sich jetzt neben ihn und tat zutraulich. „Soll ich ein wenig Most heraufholen?"

„Das ist doch gar nicht nötig", sagte er etwas gedrückt. Da merkte sie die Beklommenheit in seiner Stimme.

„Was hast du? Bist du etwa in Ennetwald gewesen?"

Er nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und — — wie steht's jetzt?" fragte sie gespannt.

Da erzählte er ihr, was ihm begegnet war, und verschwieg nichts. Sie hörte ihm zu, ohne ein Wort zu sagen. Als sie alles wußte, preßte sie die Lippen fest aufeinander. Ihre Augen verloren den lieben Glanz; es kam etwas Häßliches, Feindseliges hinein. Plötzlich brach sie in ein trockenes Lachen aus und wandte sich von ihm ab.

„Du bist zu spät auf die Welt gekommen!"

Er wollte ihre Hand fassen und ihr sagen, daß das ja gar nicht so gefährlich sei. Aber sie wies ihn hart ab.

„Du kannst jetzt heim."

Er sah verständnislos bald auf das zornige Mädchen, bald auf die vorgezogenen Umhänge.

„Du kannst heim", wiederholte sie noch einmal, ohne sich nach ihm umzusehen.

Da stand er langsam auf.

„So hast du also dem Klaus Schmelzer seinen Hof gemeint, nicht mich?"

Sie gab keine Antwort und rührte sich nicht.

„Hast du dein Fleisch verkaufen wollen?" fügte er härter hinzu.

Sie sah sich halbwegs nach ihm um. „Man sagt doch nicht ‚Fleisch'!"

Da trat er dicht vor sie hin. „Fleisch sagt man!" Er zeigte mit der Fingerspitze auf ihren vollen Busen; er faßte leicht ihren runden Oberarm an: „Das ist Fleisch! Und das ist Fleisch! Und das hast du mir geben wollen für dem Klaus seinen Hof! Aber sonst nichts. Sonst nichts!"

Sie machte sich von ihm weg und lehnte sich an den niedrigen, gelbweißen Kachelofen. Auf ihrem Gesicht lag Entschlossenheit und der Zorn der Enttäuschung. Plötzlich fing sie herzbrechend zu weinen an. Sie zog die Schürze vor die Augen und ließ sich auf eine Stabelle[1] niederfallen.

Als sie gar nicht mit Weinen und Schluchzen zu Ende kam, trat er neben sie hin und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Tu doch nicht so!"

Da fuhr sie auf und stieß ihn zur Seite. „Rühr mich nicht mehr an, du! — Du machst dich noch lustig über mich!"

Er schüttelte den Kopf. Er begriff immer noch nicht.

Da sah sie mit tränenden Augen zu ihm auf.

„Alles, alles hättest du mir geben können! Roß und Rennwagen! Ein hochmütiges Bauernhaus! Was mein Herz begehrt hat von Kindestagen auf, das hätte ich jetzt!"

Ihre Hände, ihr ganzer Körper zitterten vor leidenschaftlicher Erregung. Sie schwieg und sah sich im Stübchen um. „Und nun sitz ich da in der armseligen Stube, die neben dem Geißenstall liegt, und wo man durchs Tenn hereinkommt! Und bin dem Merken-Heiri sein Kind, das taglöhnen muß! Und Reben aufheften, wo die andern dann die Trauben abschneiden können!"

Daniel rieb sich die Stirne. „Wenn ich nun aber schaffe wie ein Tier?!"

Sie schüttelte unwillig den Kopf. Dann legte sie das Ohr an die Seitenwand der Stube und lauschte, ob im Nachbarhause noch jemand wach sei.

Er wurde ein wenig beherzter. „Ich habe schon elfhundert Franken in der Kasse. In drei Jahren könnten wir den Akleienhof pachten."

„Ich will keinen Pächter zum Mann haben! Eine Bäuerin will ich sein und sonst nichts! — Geh nur heim. Meinetwegen kannst du dein Tabakpfeifchen an der Steinhalde ausgraben. Du bist ja mit wenig zufrieden!"

Daniel nahm die Türklinke in die Hand. Er sagte „Gutnacht." Sie erwiderte den Gruß nicht. Sie stand nicht einmal auf; er mußte den Weg durch Küche und Tenn im Dunkeln suchen. —

Am folgenden Morgen, als Frau Babette im Hausgang zum Frühstück rief, kam der Knecht mit dem gepackten Köfferchen die Stiege herab. In der andern Hand trug er ein Paar Stiefel.

---

[1]) altmodischer Stuhl mit Bretterlehne.

Sie erschrak. Was es denn gegeben habe?

Er wolle sich die Welt ein wenig ansehen und probieren, ob er's an einem andern Ort weiter bringe, sagte Daniel. Er sei ja nun lange dagewesen. Die dreißig Franken, die er noch zu gut habe, wolle er schenken, weil er nun so unverhofft fort müsse. Aber es gehe nun nicht anders.

Sie machte ihm Vorstellungen, wollte ihm auch mit dem Lohn steigen; aber er war unbeweglich. Die größte Arbeit sei ja nun vorbei, und der Meister könne bald auch wieder schaffen. Bis zur Ernte werde sich dann schon jemand finden.

Daniel saß den ganzen Tag im Traubenwirtshause. Gegen Abend rief er den vorbeigehenden Heinrich Leubli herein und sagte ihm, er möchte gern mit seinen Kollegen einen Abschied feiern. Bald saßen acht oder zehn junge Burschen in der Stube; auch einige ältere Bauern gesellten sich zu ihnen, denen die Traubenwirtin von dem Anlaß Bericht gemacht hatte. Daniel zahlte und trank tüchtig mit. Als ihm das wenige Bargeld auszugehen drohte, zeigte er dem Wirt sein Sparheft und fragte, ob er ihm daraufhin zehn Franken geben würde? Der Wirt sagte, er könne ihm ja für den Betrag sein Köfferchen dalassen. Die Stiefel möge er seinetwegen behalten; es lange schon. Daniel willigte ein und warf das Geld sogleich für Wein auf den Tisch. Dann hielt er die fast neuen Stiefel in die Höhe und lallte: „Wer bietet etwas dafür?"

Julius Brand, des Gemeindeschreibers Sohn, der in Schmelzach auf einem Bureau arbeitete und jetzt daheim in den Ferien war, ermunterte die andern, sie sollen doch bieten, damit noch mehr Stoff auf den Tisch komme.

„Zwei Franken!" sagte einer der Burschen in den Tisch hinein.

„Zwei zwanzig!" ein anderer.

„Zwei vierzig!" ein dritter.

Julius Brand stand auf und spielte den Weibel.

„Zwei Franken vierzig sind geboten! Zwei vierzig zum ersten — — zum andern und zum — — zum — — —"

Obschon niemand mehr bieten wollte, zögerte er noch mit der Zusage und warf einen Blick nach Daniel hinüber. Dieser hielt immer noch die Stiefel in der Hand. Jetzt hängte er sich dieselben über die Achsel und ging damit hinaus.

„Stiefel sind von Leder g'macht,
Und wer's nicht glaubt, wird ausgelacht!"

hörte man ihn im Hausgang singen.

Die Zecher sahen einander an. „Die Stiefel sind zehn Franken wert", sagte einer.

„Zwölf!" belehrte ihn sein Nachbar.

„Warum bietet ihr denn nicht?" schrie der Weibel Brand erbost.

„Man wird doch das Geld nicht unter den Tisch werfen", sagte der, welcher zuerst geboten hatte.

In diesem Augenblick schaute er zufällig durchs Fenster und riß dann hastig den Flügel auf. „Drei Franken geb' ich dir! — Vier! — Fünf!" schrie er hinaus.

Aber Daniel ließ sich nicht stören. Er stand am großen Scheitstock auf dem Vorplatze und hieb die auf den Klotz hingelegten Stiefel in kleine Stücke. Er tat ganz ruhig und gelassen dabei, als ob das seine tägliche Arbeit wäre.

Lachend und fluchend schauten ihm die andern von innen zu. Julius Brand nickte steif und überlegen mit dem Kopfe. „Soweit kann der Mensch kommen, wenn ihm die Bildung abgeht. Wir haben einen ganz ähnlichen Fall gehabt im Geschäft. Bildung ist das Fundament. Wo soll der Mensch seinen Charakter hernehmen ohne Bildung?"

Jetzt, da man Daniels Schritte wieder im Hausgang hörte, wisperte Brand mit eifrigem Augenzwinkern über den Tisch hin: „Gescheit sein! Keiner aufbegehren! Er hat noch Geld!"

Schluß folgt.

Der Hafen der arabischen Stadt Kuweit. Jeden Tag treffen hier grosse, altertümliche Segelschiffe ein, die aus Afrika kostbare Holze, aus Indien Gewürze und Reis herbeischaffen.

In den Sümpfen des Tigris. Im südlichen Mesopotamien leben leute noch die Nachkommen der alten Babylonier. Sie bauen sich aus Schilf gewaltige Paläste, die Luftschiffhallen gleichen.

Tausend und Eine Nacht am Persischen Golf

Bild und Text von A. R. LINDT

Für den Flugverkehr zwischen Europa und Asien ist der Persische Golf die wichtigste Verkehrsstraße geworden. Ueber seine glühenden Sandwüsten, über seine kahlen Felseninseln brausen die Maschinen der englischen, französischen und holländischen Fluglinien. Der Persische Golf ist heute der Suezkanal der Luft.

Aber die Flugzeuge haben das Leben des Persischen Golfes kaum zu verändern vermocht. In einem Orient, der sich immer mehr an Europa angleicht, in dem das Auto die Kamele verdrängt, hat allein noch der Persische Golf ein Stück aus Tausend und einer Nacht bewahrt. An der arabischen Küste herrschen noch alte Fürstengeschlechter, die sich eine Leibwache aus schwarzen Sklaven halten und die strengen Strafvorschriften des Korans anwenden. Einem Diebe wird die Hand abgehackt. Oeffentliches Rauchen ist verboten. Da auch Grammphone und Lautsprecher untersagt sind, hocken in den Kaffees noch die Märchenerzähler.

Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht mutete es mich an, als mein Gastgeber, ein reicher arabischer Kaufherr, mir vor dem Abschied durch seinen Sklaven Weihrauch zufächeln und kostbares Rosenöl über die Hände träufeln ließ. Auch das Bild der alten Hafenstädte hat sich seit der Zeit Harun al Raschids kaum verändert. Noch sind die Häuser von hohen Wehrmauern eingezwängt, in deren Toren Tag und Nacht schwer bewaffnete Wächter kauern. Noch schaukeln im Hafen große Segelschiffe, deren Bug kühn aus den Wellen sticht. Die Großväter ihrer Kapitäne waren Piraten, die die Boote der Perlenfischer überfielen und sogar hie und da englische Kauffahrteischiffe rammten. Aber England übernahm die Schutzherrschaft über die arabischen Fürstentümer der Küste. Seinen Kanonenbooten gelang es, die Seeräuberei zu unterdrücken. Seine Bombenflugzeuge aber vertrieben den unbotmäßigen Beduinenstämmen die Luft, Städte und Karawanen zu überfallen. Aber auch heute ist der Landfriede keine Tatsache. Im Sultanat von Maskat und Oman denkt kein Araber daran, sein Haus ohne seinen silberbeschlagenen Dolch zu verlassen.

Während das arabische Ufer des Persischen Golfes an orientalischer Lebensart mit Zähigkeit festhält, hat die Persische Küste sich entschlossen Europa zugewandt. Persien ist zum modernen Iran geworden. Zwischen beiden Ufern liegen Jahrhunderte menschlicher Entwicklung. In Arabien tragen alle Bewohner das weiße oder buntgewürfelte Kopftuch, den weiten, wehenden Mantel, indes die Frauen nur tief verschleiert auf die Straße treten dürfen. In Persien aber hat die Regierung die orientalische Tracht verboten, so daß alle Männer den europäischen Konfektionsanzug und den Filzhut tragen. Und die Perserinnen haben auf Geheiß Riza Shahs den Harem verlassen und sind Stenotypistinnen und Studentinnen geworden.